

EIN SIEBENBÜRGISCHER STAATSMANN UND SCHRIFTSTELLER DER BAROCKZEIT

VON ANDREAS ANGYAL

Nikolaus Bethlen wurde 1642 im siebenbürgischen Kisbán (Kom. Kis-Küküllő) geboren und starb 1716 im Wiener Exil. Zwischen diesen beiden Lebensdaten erstreckt sich eine Laufbahn, die zu den bedeutendsten des ungarischen Barocks gehört. Sie führt den jungen Aristokraten, nachdem er bereits in der Heimat die Lehrerschaft berühmter Meister genossen hat, nach dem Westen und Süden. Ein Jahr verbringt er auf der niederländischen Universität Leyden, dann bereist er England und Deutschland, Frankreich und Italien. Trotzdem Siebenbürgen und das habsburgische Ungarn in seiner Jugendzeit noch durch politische Grenzen und weltanschauliche Gegensätze scharf voneinander getrennt sind, lernt er auch Nord- und Westungarn kennen. Von den siebenbürgischen und ruthenischen Karpaten aus führt ihn eine Reise durchs Oberland, in die damalige ungarische Hauptstadt Pozsony (Preßburg), dann weiter, über Sopron (Ödenburg) und Westungarn bis auf die Muhrinsel, zum Dichter und Feldherrn Graf Nikolaus Zrinyi. Nach fünf gastfreundigen Tagen jedoch ereilt Zrinyi der tragische Tod in den Wäldern bei Csáktornya.

Auch Bethlens weiteres Leben steht unter einem tragischen Aspekt. Der junge Mann aus wohlhabender Familie wird in Siebenbürgen bald von den trüben Wogen der damaligen Politik gepackt. Das selbständige Siebenbürgen liegt in den letzten Zügen: ein byzantinisch anmutendes Intriguenspiel der aristokratischen Cliquen entfaltet sich. Der allmächtige Kanzler Michael Teleki, ein Günstling des schwachen Fürsten Apafi, sucht alle hohen Adelligen, die seine Absicht irgendwie kreuzen, seine Stellung gefährden, aus dem Weg zu räumen. Schon fiel der mächtige und reiche Dionys von Bánffy auf dem Schafott. Nun ist der Führer der Szekler, Paul von Béli an der Reihe. Nikolaus Bethlen, selbst ein stolzer Mann, ist Freund Béli's: beide werden in Fogaras eingekerkert. Schon unterschreibt der betrunkene Fürst Apafi das Todesurteil beider, doch seine Gemahlin hindert den Boten am Abtritt nach Fogaras. Béli entkommt in die Türkei, Bethlen zieht sich zurück. Bald aber braucht das Fürstentum seine Klugheit und Gewandtheit. Die Türkei, die bisherige Schutzmacht Siebenbürgens, nähert sich dem Zerfall, Habsburg aber greift mächtig im Donauraum um sich. Immer mehr führende Geister des kleinen Staates erkennen die Notwendigkeit einer habsburgischen Orientierung. Nach langen Zwistigkeiten und Reibungen gewinnt, dank Bethlens energischem Zugriff, diese Ansicht die Oberhand. 1690 übernimmt er in Wien die Frucht seiner

staatsmännischen Tüchtigkeit, das Diploma Leopoldinum, das Siebenbürgen eine hundertfünfzigjährige ruhige Entwicklung im Rahmen des Habsburgerreiches, als autonomes, mit allen Privilegien ausgestattetes Großfürstentum sichern soll.

Bethlen wird in den Grafenstand erhoben und erhält die Kanzlerschaft Siebenbürgens. Bald aber kommen wieder trübe Zeiten. Die Habsburger zeigten viel Verständnis für die Lage Siebenbürgens und suchten eine Lösung, die alle siebenbürgischen Völker und Bekenntnisse befriedigen sollte. Indessen ist Wien weit, und die guten Absichten des Kaisers werden vom Militärkommandanten, dem französischen General Rabutin vereitelt. Rabutin, ein sitzlich tiefstehender Mensch, führt in Siebenbürgen auf eigene Faust eine Schreckensherrschaft. Bethlen sieht die Lage mit Entsetzen. Dem Kurutzenaufstand Rákóczi schließt er sich nicht an, doch sucht er einen Weg, um seiner Heimat frische Luft zu schaffen. Die habsburgische Schutzmacht will er behalten, doch in der Weise, daß statt des Militärkommandanten wieder ein Fürst die Führung innehaben soll, ein deutscher protestantischer Fürst, aus einer den Habsburgern verschwägerten Familie. Rabutin sieht die Zeit gekommen, Bethlen loszuwerden. Er läßt ihn als »Verräter« festnehmen, und schickt ihn nach langjähriger Haft im Jahre 1708 nach Wien. Hier lebt er noch acht Jahre, nicht mehr im Gefängnis, doch fern von der Heimat. Hier schreibt er seine Autobiographie, die ihm im ungarischen Schrifttum einen Ehrenplatz sicherte.

Neben dem Redner und Denker Peter Pázmány, neben den Epikern Graf Nikolaus Zrinyi und Stefan Gyöngyösi ist Graf Nikolaus Bethlen die größte Gestalt der ungarischen Barockliteratur. Sein geistiges Antlitz wird zunächst vom Westeuropa-Erlebnis bestimmt. Mit unvergleichlicher Wärme und Frische schildert er die Erlebnisse seiner Jugendwanderung: eine Theaterveranstaltung des Wiener Hofes in Laxenburg, die Jagd des Kurfürsten Karl Ludwig bei Heidelberg, das Universitätsleben in Holland und Oxford, die Seefahrt nach der britischen Insel, das etwas steife Zeremoniell Karls II. von England, dann Paris, den jungen Sonnenkönig, die Bekanntschaft mit dem Feldherrn Turenne, Schönheit und Reichtum Venedigs.

Von seinen beiden großen Auslandsreisen brachte er holländische theologische Bildung, französisches Denken und barocken Geschmack mit sich — schreibt Koloman Benda in seiner Bethlen-Studie. Besser könnte man auf die westlichen Züge in Bethlens Persönlichkeit nicht hinweisen. Betrachten wir nun diese Züge an der Hand seines Schaffens eingehender.

Holland hat entschieden den Vorrang. Denn von hier brachte er nicht nur die Theologie mit: in Holland lernte er auch den neuzeitlichen Rationalismus und den bürgerlichen Lebensstil des niederländischen 17. Jahrhunderts kennen. Dieser Lebensstil mußte ihm besonders zusagen. Er selbst hat etwas Holländisches. Die minutiöse Beobachtung, mit der er sich schildert, seine Familie, sein Aussehen, sein Temperament, seine Gesundheit beschreibt, erinnert an die holländische Genremalerei. Sein ganzes Leben wird von einer Holland-Begeisterung getragen. »Machen wir aus Siebenbürgen ein kleines Holland!« — ruft er einmal aus. Die Sympathien des kalvinistischen Siebenbürgers für die kalvinistischen Nieder-

lande schwingt in dieser Einstellung mit, aber auch das mütterliche Erbgut. Denn die Mutter Bethlens, Barbara von Váradi, stammt aus einer Familie, die erst in der vorhergehenden Generation das Adelswappen erhielt. Die Váradis waren Bürger, reiche und gewandte Kaufleute in den größeren siebenbürgischen Städten. Dieses Bürgerliche in Bethlens Familie läßt ihn auf die Lehren der bürgerlichen Niederlande aufhorchen.

Holländisch-bürgerlich ist Bethlens kaufmännische Tüchtigkeit. Er selbst spricht von seinen Neigungen zum Handel, besonders zum Kauf und Verkauf von Wein und Getreide. Allein nicht nur das Wirtschaftliche, auch das Geistige der holländischen Kultur spricht ihn an. Diese Kultur ist im 17. Jahrhundert, in der heroischen Zeit der Niederlande noch durch und durch volks- und bodenverwurzelt. Selbst die großen Mittelpunkte humanistischer Bildung haben ihre Wurzeln im gesunden niederländischen Volkstum. Im Religiösen gibt es zwar noch viele Streitigkeiten, allmählich aber kristallisiert sich ein Standpunkt der Duldsamkeit heraus, und auf der breiten Grundlage der Gemeinschaft entfaltet sich ein gesundes Persönlichkeitsbewußtsein.

Eine so eingestellte Kultur mußte gerade beim siebenbürgischen Calvinisten Bethlen stärksten Widerhall finden. Er selbst ist eine Persönlichkeit im besten Sinne des Wortes. Seine Selbstbiographie verrät überall das liebevolle Interesse am Ich. Auch er besitzt das berechtigte Bewußtsein eigener Tüchtigkeit, die sinnierende Eigenbrödelei der Niederländer. Selbst mystische Anklänge fehlen nicht. Doch dieses Ich, diese sich stolz entfaltende Persönlichkeit Bethlens ist ganz und gar an Boden, Volk und Gemeinschaft gebunden. Eben der siebenbürgische Calvinismus verkörperte in seinen höchsten Ausprägungen das niederländische Ideal in seltener Reinheit. Besonders die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts, die Zeit der großen Fürsten Gabriel Bethlen und Georg Rákóczi I. waren Jahre, in denen Siebenbürgen zu einem kleinen Holland zu werden schien. Die edelsten Kräfte des Siebenbürger Calvinismus, wie der große Bischof Stefan von Horthy waren noch in Nikolaus Bethlens unruhiger Zeit die Bannerträger dieses holländisch geprägten Protestantismus. Auch die Schule verknüpfte die sieben Provinzen an der Nordsee mit dem Land der sieben Burgen im Kranze der Ostkarpaten. Leyden war nicht nur für die schlesischen (wie dies jüngst Herbert Schöffler zeigte), sondern auch für die siebenbürgischen Protestanten die Hochburg philosophischen und theologischen Studiums. Bethlen studierte selbst in Leyden. Neben Leyden wurden noch die Universitäten Utrecht und Franeker eifrig von siebenbürgischen Studenten besucht.

Schon war der Traum des Fürsten Gabriel Bethlen von einer Synthese der Grundkräfte Siebenbürgertum, Protestantismus und Barock ausgeträumt, schon war die Wirklichkeit vom holländischen Wunschbild weit entfernt. Der Typ des politischen, jenseits von Gut und Böse stehenden »virtuoso«, hier weniger italienisch-renaissancehaft als eher byzantinisch-vorderasiatisch bestimmt, höhnte die Welt des freien Siebenbürgens aus. Doch selbst in dieser ausgehöhlten, schwankenden Welt des späten 17. Jahrhunderts gab es genügend gesunde Grundkräfte, um einen Nikolaus Bethlen, oder einen Johann Apáczai Cseri hervorzubringen. Apáczai Cseri, der Lehrer Bethlens auf der Schule in Kolozsvár (Klausenburg)

vermittelte an seine Schüler gleichfalls das holländische Ideal. Ein Zögling der protestantischen Niederlande, mußte Apáczai Cseri im zerfallenden Fürstentum gegen Mißgunst und Unverständnis kämpfen, bis sein junges Leben am Kampf zugrunde ging. Mir warmen Worten gedenkt Bethlen des Meisters, der ihn zuerst in die westeuropäische Bildungswelt einführte und seine Seele für die späteren Erlebnisse reif machte.

In diese niederländisch-protestantische Sphäre gehört auch der entwickelte Biblizismus Bethlens. Er ist bibelfest im wahrsten Sinne des Wortes. Seine Selbstbiographie strotzt von Bibelziten. Wenn ihm die Staatsgeschäfte nur irgendwie Zeit lassen, liest er in einem Jahr von September zu September das ganze Alte und Neue Testament. Seine Weltanschauung befürwortet die Erkenntnis Heinrich Schallers, daß die Welt des 17. Jahrhunderts noch stark von einem mystischen Zug der Schwere und Resignation und von der konfessionellen Orthodoxie getragen werde. Wiederholt taucht das »vanitatum vanitas«-Motiv auf, besonders im Kapitel der Lebensbeschreibung über seine Neigungen, oder in seinen Betrachtungen über die Eitelkeit irdischer Ehre. Der Selbstbiographie schickt er eine längere Einleitung voraus, voll von tiefsinnigen religiösen und philosophischen Betrachtungen. Diese Einleitung räumt Bethlen in der Geschichte der ungarischen Philosophie, ja auch in der Geschichte der ungarischen Mystik einen Ehrenplatz ein. Sie ist eine große denkerische Leistung.

Gott, Ewigkeit, Religion sind die Kerngedanken dieser Betrachtungen. Bethlen schreibt über den Nutzen der Betrachtung der Ewigkeit. Besonders hier sind die mystischen Töne stark, Anbetung, Bewunderung und Liebe Gottes, des Unendlichen, des Ewigen, des Schöpfergeistes. Das Sinnen über Gott und Ewigkeit — schreibt Bethlen — führt zur Demut, zur richtigen Lebensschau, zur Achtung unserer Mitmenschen, die alle von Gott Seele und Berufung empfangen. Mit metaphysisch gewaltiger Vorstellung schreibt er vom Nichts, daß von Gott, von der Allmacht des »entium ens« verschlungen werde. Barock-dynamisch ist seine Unsterblichkeitslehre: die Seele ist noch in ihrem transzendenten, jenseitigen Sein voll Aktivität und gefühlvoller Bewegtheit:

»Wenn sie aber unsterblich ist, so ist es unmöglich, daß sie, wie einst im Diesseits, so auch im Jenseits sich nicht unablässig betätigen oder etwas erleiden soll, denn was nur lebt, ist nie ohne Betätigung, sondern macht stets etwas für sich oder für andere, oder aber erleidet es etwas von sich oder von anderen. Quia vita est status agendi et patiendi capax. Das Leben ist nichts anderes, als der zur Betätigung und zum Erleiden fähige Zustand der Lebewesen: der Leichnam macht nichts und erleidet nichts.«

Metaphysisch genial ist die Erkenntnis, daß die ganze Weltordnung verderben, ja die Gottheit selbst leiden müßte, wenn ein Geschöpf der Vernichtung anheimfiele. An die große Barockphilosophie gemahnen Bethlens geistvolle psychophysische Ausführungen über das Wirken der Seele, sowie über das unendlich Kleine. Nicht umsonst ist er der Zeitgenosse von Leibniz und Newton.

Mystisch-metaphysisch ist sein Toleranzgedanke unterbaut. »Die Konfession oder Religion ist umso wertvoller, je weniger sie mit Geschmack, Geruch und Farbe des Menschlichen behaftet ist: je mehr du deine Ver-

nunft und dich selbst vom Leib, von der Welt entfernst, umso näher kommst du dem in unnahbarem Lichte wohnenden göttlichen Geist.«

Diese Toleranzidee, wie dies Johannes Kühn (Toleranz und Offenbarung. Leipzig, 1923) feinsinnig zeigte, ist in dieser Zeit selbst in offenbarungsgläubigen Kreisen weit verbreitet. Besonders Holland ist die Vorhut der religiösen Duldsamkeit. Auch hier ist Bethlen ein Schüler der Niederlande. Ein ungarischer Literaturhistoriker bemerkt treffsicher: Bethlens Frömmigkeit steht zwischen niederländischer Mystik und deutschem Pietismus.

Diese tolerante Haltung bekundet er in seiner Lebensbeschreibung wiederholt. In der ungarischen Hauptstadt Pozsony (Preßburg) ist er während seiner Reise in Nord- und Westungarn ständiger Tischgast des katholischen Erzbischofs Georg von Lippay. Der Kirchenfürst empfängt den jungen Calvinisten außerordentlich wohlwollend. Wohl disputieren sie, doch wie anders ist dieses Religionsgespräch, als die aufreizenden und aufgeregten Glaubensstreitigkeiten im 16. Jahrhundert! Bethlen selbst nennt diese Gespräche mit dem Erzbischof »eine schöne, aber ruhige Disputation«. Lippay fragt ihn: was glaubt er, werden alle »Papisten« verdammt? Bethlen antwortet: von der apostolischen Urkirche bis zu Martin Luther und seinen Genossen erschien die Kirche in verschiedensten Formen, doch wie damals, so können auch jetzt viele, die unter dem Namen eines »Papisten« leben, selig werden.

In den fünf Tagen, die er mit Zrinyi verbringt, begeistern ihn nicht nur die heldischen Tugenden und der Edelmut des großen Feldherrn-Dichters, sondern auch seine tolerante Haltung, die allem Aberglauben, aller Scheinheiligkeit und aller Unduldsamkeit ferne steht. Wie Zrinyi, so ist auch Bethlen in seiner Toleranz von mystischen Gedankengängen getragen. Die Konfessionen sollen darin wetteifern, wer Gott mehr lieben kann, schreibt er. Das Christentum soll sich wieder ins weiße Gewand der wahren Liebe und der Demut kleiden, dann wird sie die Braut Christi, die Urkirche, wieder finden. Man soll die Namen Papist, Lutheraner, Calvinist, Grieche, Arianer aus der Welt schaffen: wir sollen alle Christen sein.

Indessen ist hinter dieser edlen, freimütigen und großzügigen Haltung dann und wann noch der orthodoxe Calvinist zu erblicken. Auch die aufgewühlte Atmosphäre Siebenbürgens war Ursache, daß er die alttestamentarisch-düstere Einstellung der kalvinistischen Orthodoxie nicht ganz abstreifen konnte. Ein solcher Rückfall in die Düsterkeit des 16. Jahrhunderts ist es, wenn Bethlen mit der Genugtuung der erfüllten Rache davon erzählt, wie seine Schwester Barbara, die ihrem Gatten zuliebe katholisch wurde, nach dem Fluch der Mutter bald im Wochenbett starb und auch ihre Kinder rasch ablebten. Dies ist noch ganz Altes Testament!

Das Nebeneinander mystischer, frühaufklärerischer Toleranz und protestantischer Orthodoxie war schon durch Bethlens holländische Schulung gegeben. In Leyden und Utrecht hört er nicht nur Vertreter moderner, cartesianischer und coccejanischer Richtungen, wie Burman, Regius, Heidanus und Heereboord, sondern auch solche des orthodox-protestantischen, scholastisch und Descartes-feindlich eingestellten Konservatismus, besonders Gilbert Voët.

In den beiden niederländischen Mittelpunkten des Streites um Descartes empfängt somit Bethlen die stärksten Anregungen der französischen Kultur. Trotz altkalvinistischer Anwandlungen siegt in seiner Seele doch Descartes über Voët. Mit der mystischen Grundeinstellung verträgt sich dieser französische Rationalismus ganz gut, ist doch auch Cartesius selbst im Grunde ein mystischer Gottsucher, ein echter Barockmensch! Das ganze »große Jahrhundert« der Franzosen ist von mystischen Unterströmungen getragen. Andererseits tauchen in der ganzen höfischen Barockkultur, in Italien und Spanien so gut wie in Süddeutschland und Ungarn klassizistische Strömungen auf: man denke bloß an den barocken Stoizismus oder an die lateinische Lyrik eines Avancinus, eines Sarbiewski, an den italienischen Hofmann und Dichter Fulvio Testi. Herbert Schöffler zeigte es jüngst (Deutscher Osten im deutschen Geist. Frankfurt, 1940), daß gerade die barockesten deutschen Dichter, Gryphius und Lohenstein, einen cartesianischen Bildungsgang durchmachten. Ja, Gryphius hat aller Wahrscheinlichkeit nach Descartes auch persönlich gekannt!

Diese Zusammenhänge machen es verständlich, warum Graf Nikolaus Bethlen, der Osteuropäer, der mystisch eingestellte Protestant und Barockmensch sich der cartesianischen Lehre annahm. Mit großem Eifer verteidigt er Descartes gegen den Vorwurf des Atheismus, und verweist darauf, wie gerade seine Lehre den Weg zu Gott öffnet. Gern spricht er von der »ratio« und auch seine Vorliebe für gute Bücher, für das theologische, mathematische und historische Studium verrät eine modern-westeuropäische Bildung. Von der deutschen Kultur zieht ihn weniger das mit italienisch-spanischer Bildung durchsetzte Süddeutschland an, als vielmehr der Frankreich naheliegende Westen, Heidelberg, wo er Hugo Grotius liest und Pufendorfs Vorträge hört. Das höfische Ideal, das ihn trotz seiner niederländischen Einstellung beeinflusst, empfängt er in Paris. Bethlen spricht und schreibt gut und gerne französisch. Selbst im Gespräch mit Karl II. von England bedient er sich der französischen Sprache. Die neuere ungarische Forschung glaubt sogar an den Einfluß Montaignes! Indessen geht diese französisch-westeuropäische Bildung immer wieder Verbindungen mit dem barocken Stoizismus ein. Seneca ist auch Bethlens Leitstern: er apostrophiert ihn als »jenen großen heidnischen Stoiker, den Philosophen und Theologen Seneca.« Er liest neben Seneca auch andere Stoiker sowie Platon gerne. Diese Auswahl ist echt barock: wir finden sie in Osteuropa noch im späten 18. Jahrhundert, etwa bei dem ukrainischen Mystiker Skovoroda oder dem slowakischen geistlichen Dichter Gavlovič. Bethlens zugleich westeuropäisch-cartesianische und barock-stoische Bildung bestätigt die Richtigkeit von Heinrich Schallers Erkenntnis (Die Welt des Barock, München, 1936), daß Barock und Aufklärung im 17. Jahrhundert noch eine geistige Einheit bilden.

Diese Zusammenhänge verweisen uns auf die spezifisch barocken Züge in Bethlen. Barock ist zunächst sein schriftstellerischer Stil: die langen Satzkompositionen, die eigentümliche lateinisch-ungarische Mischsprache. Diese Mischsprache kommt uns etwas seltsam vor, doch war sie Zeitstil. Wir finden sie bei dem Historiker Michael Cserei, dem Zeitgenossen Bethlens, aber auch in der deutschen Prosa des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts.

Barocke Züge seines Lebensstils spiegelt auch Bethlens Selbstbiographie. Barock ist seine Bauwut, die im Entwurf und im Bau des Schloßes von Bethlenszentmiklós gipfelt. Sowohl die ungarische, als auch die rumänische Kunstwissenschaft wollte in diesem Schloß einen Renaissance-Bau sehen, einen Ausdruck siebenbürgischen Konservativismus. Unseres Erachtens ist der Bau eine barocke Schöpfung reinsten Art. Allerdings ist dieses Barock siebenbürgisch-östlich gefärbt, die wuchtige Kraft des Ganzen, die Formgebung der Arkaden spricht aber dennoch von einer unverkennbar barocken Baugesinnung. Barocken Charakter hat auch die sportliche Betätigung Bethlens: »Ich ergötzte mich nicht in solchen Spielen, wie Karten, Würfel oder Schach, die mit Sitzen, sondern in solchen, die mit Körperbewegung verbunden waren« — schreibt er. Der barocke Hang zum Dynamischen äußert sich hierin! Als Kind liebte er Ball- und Wurfspiele, das Wettlaufen, Springen und Ringen, das Kriegsspiel, als Erwachsener gleichfalls das Springen, die Jagd, das Reiten und Schießen. Was den barocken Charakter dieser Sportarten betrifft, können wir auf Heinrich Lützeler hinweisen, der in seiner vorzüglichen Untersuchung über die Religionssoziologie deutscher Barockarchitektur (Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 1931) darauf aufmerksam machte, daß ähnliche Übungen noch im Spätbarock, in der Ettaler Ritterakademie gang und gäbe waren.

Auch der scheinbare »Rousseauismus« Bethlens (vor Rousseau allerdings) ist ein Ausdruck barocken Lebensgefühls. In einem hübschen Abschnitt seiner Lebensbeschreibung vergleicht er den Hirten mit dem König, und das Hirtenleben nennt er ebenso glücklich, ja noch glücklicher, als das Leben des Herrschers. Dem Hirten schmecken seine einfachen Speisen besser, — heißt es — als die Leckerbissen dem König. Der Hirte ist viel gesünder. Auf beide scheint dieselbe Sonne, und der königliche Garten ist nicht schöner, als die Wiese des Hirten. Leiden und Tod ereilen beide; die Natur aber ist prächtiger, als aller Glanz der Könige.

Man möchte in dieser Beschreibung Klänge aufklärerischer Kritik vermuten. In Wirklichkeit haben wir es mit einem beliebten Mittel barocker Hirten- und Schäferromantik zu tun. Man denke an »Des Miranten Weg« von Laurentius von Schnüffis, an Johann Christian Hallmanns »Adonis und Rosibella«, an die Werke italienisch-barocker Schäferpoesie und -malerei, oder an Lope de Vega. Eines ist indessen gewiß: diese Hirten- und Schäferromantik zeugt von einer starken Naturgebundenheit des Barocks. Auch die höfische Welt fühlt und bejaht das Walten der Naturkräfte. Eugenio d'Ors hat recht, wenn er in seiner glänzenden Barock-Studie (Revue des questions historiques, 1934) vom Natürlich-Vitalistischen als einer Grundkraft des Barocks spricht. Dieses Vitalistische, die gesunde barocke Fruchtbarkeit finden wir in der Schilderung von Bethlens Eheleben. Er war zweimal verheiratet, von der ersten, jungverstorbenen Frau hatte er fünf, von der zweiten zwölf Kinder. »Venus war bei mir nicht närrisch, ausschweifend und heftig, sondern maßvoll, aber eifrig, sprießend und alltäglich« — schreibt er.

Barock ist Bethlens Hang zum Universalismus. Dies spricht sich schon in seinem Bildungsgang aus, der einen Ausgleich und eine Verbindung der verschiedenen Kulturbestände anstrebt. Und dieser barocke

Hang läßt ihn seinen ersten Siebenbürger Lehrmeister, Paul Keresztúri, mit Liebe und Anhänglichkeit bewundern. Das Kapitel über Keresztúri ist eines der interessantesten Dokumente der Barockzeit. Keresztúri war ein außerordentliches pädagogisches Talent, ein Barock-Universalist vom Schlag des Comenius. Wie der große Tscheche, so weist auch dieser Ungar erstaunlich moderne Züge auf. Man kann ihn als Vorläufer der Arbeitsschule betrachten. Sein Wahlspruch war: »Omnia sponte fluant, absit violentia rebus.« Er suchte den Schülern Lust und Freude zum Lernen zu machen, löste den Stoff in Frage und Antwort auf, und legte großes Gewicht auf den muttersprachlichen Unterricht. Im grammatischen und prosodischen Unterricht stellte er die Praxis über alle Theorie, ebenso im Sprachunterricht. Er betonte die Wichtigkeit der neueren Sprachen, auch der osteuropäischen: Bethlen lernte bei ihm außer Deutsch und Französisch noch Rumänisch, Slowakisch, Polnisch und Türkisch! Die Bibelstellen prägte er seinen Schülern mit einer geistvollen graphischen Methode ein. Die bereits erwähnte Frage-Antwort-Methode aber ermöglichte eine leichte und einprägsame Bewältigung umfassender Wissensgebiete. Unter der Hand Keresztúris, Apáczai Cseris und des Anglo-Franzosen Basire entwickelte sich Bethlen bald zum »kleinen Weisen«, wie ihn die Mitwelt nannte. Schon als 12—13jähriger Knabe nahm er an philosophischen und theologischen Streitgesprächen teil und schrieb flüssig lateinische Verse.

Das Ideal des Weisen versucht er auch in seinem späteren Leben und Schaffen zu verwirklichen. Dieses Bestreben Bethlens zeigt klar den Aspekt des barocken Stoizismus. Mit diesem hängt auch der Harmonie-Gedanke zusammen. Er spricht davon, wie das mäßige Leben die von Gott gegebene Gesundheit fördert, und wie diese Mäßigkeit die Harmonie der Elemente im Mikrokosmos, im Menschen verwirklicht. Diese Mäßigkeit ist Gottes Gnade, aber durch ein Leben im Einklang mit der Natur gestärkt.

Die unverkennbare Grundlage dieser Anschauungen ist der Gedanke einer Harmonie von Makrokosmos und Mikrokosmos. Man wollte in diesem Harmonie-Gedanken einen Ausdruck der sogenannten »Renaissance« sehen; doch gerade August Riekel, der dem Problem scharfsinnige Betrachtungen widmete (Die Philosophie der Renaissance. München, 1925), mußte erkennen, daß er aus dem orientalisch gefärbten Neuplatonismus kommt und bereits in der Spätantike und im hohen Mittelalter auftaucht. Die sogenannte »Renaissancephilosophie« aber, mit ihren unendlichen Perspektiven, ihrem Kosmismus, Dynamismus und Vitalismus ist eigentlich schon Vor-Barock. Auf kunstgeschichtlicher Ebene entspräche ihr etwa die barocke Spätgotik des Nordens oder die Kunst Tintoretto's. Wenn nun bei einem hochbarocken Denker, wie Bethlen, dieser Makrokosmos-Mikrokosmos-Gedanke in ausgeprägter Form erscheint, so ist dies ein Beleg dafür, daß die geistesgeschichtliche Entwicklung seit dem Mittelalter auch auf dieser Linie der großen barocken Synthese zusteuert.

Das Ziel des Barocks ist, eine gewaltige, dynamisch bewegte, in kosmische Perspektiven weisende Weltenharmonie zu gestalten. Natur und Übernatur, Mensch und Kosmos haben hier in gleicher Weise Platz und Sinn. Wenn daher Bethlen nach den Grundsätzen der Natur leben will,

so bedeutet dies kein Verfangensein in einem platten Naturalismus, sondern ein Sich-Einfügen in große, geheiligte kosmische Bindungen. Dieses Sich-Einfügen im Sinne eines religiös unterströmten barocken Stoizismus verwirklicht Bethlen auch dann, wenn er gegen seinen aufbrausenden Zorn kämpft. Es kann gesagt werden: trotz des gelegentlich ausbrechenden Zornes, trotz der unheilvollen politischen Umwelt ist Bethlen im wesentlichen doch ein harmonischer Mensch. Den barocken Harmonie-Gedanken hat er nicht nur verkündet, sondern auch erlebt.

Indessen erhält all dieses Westeuropäische und Barocke bei Bethlen, dem siebenbürgischen Grafen, eine östliche Färbung. Siebenbürgen ist ein östliches Land. Trotz dem Hochgebirge der Karpaten gehört es in jene Zone der Steppe, die von Zentralasien bis zur ungarischen Tiefebene reicht, um erst in Transdanubien ins Alpenvorland überzugehen. Siebenbürgen ist eigentlich eine aufgetürmte Steppe. Wer die mittelsiebenbürgische Landschaft, die langgezogenen, melancholischen Wiesenhügel des Mezőség kennt, wird uns recht geben. Selbst das Siebenbürger Hochgebirge fällt aus diesem Rahmen nicht heraus. Gemahnen die Alpen mit ihren zackigen, hochstrebenden Formen an die Musik Bachs, so ertönen aus den wehmütigen Formen der siebenbürgischen Karpaten schon die osteuropäischen Melodien Mussorgskys. Steppenhafte Schwere atmen die vielen Wehrbauten Siebenbürgens, auch die von deutscher Hand geschaffenen. Selbst im Geistigen und Politischen sind die Verbindungen mit dem Osten stark, besonders zur Zeit des eigenständigen Fürstentums. Nicht nur mit der türkischen Schutzmacht bestehen rege, auch die Lebensform bestimmende Beziehungen: selbst zu den beiden rumänischen Fürstentümern Moldau und Walachei und zum polnisch-ukrainisch-russischen Osten laufen verbindende Fäden.

Es war ein genialer Einfall des vorzüglichen Essayisten Ladislaus Németh, die siebenbürgische Geistesgeschichte in einen weiten osteuropäischen Rahmen zu stellen. Er verwies auch auf den osteuropäischen Hintergrund der klassischen siebenbürgischen Literaturgattung, der historischen Lebenserinnerung. Eine solche ist ja auch die Selbstbiographie des Grafen Nikolaus Bethlen. Die Gattung blüht damals im ganzen europäischen Osten und Südosten. Sextil Pușcariu verweist darauf (*Istoria Literaturii române. Epoca veche. Sibiu-Hermannstadt, 1930*), daß die Historiographie auch in der älteren rumänischen Literatur den Höhepunkt des schrifttümlichen Schaffens darstellt.

Solche Verknüpfungen werden durch die Beziehungen des Adels in Siebenbürgen und in den beiden rumänischen Fürstentümern gefördert. Bethlen selbst sollte in erster Ehe eine Fürstin Cantacuzino, die Tochter einer reichen und berühmten, aus Byzanz stammenden Familie der Walachei, heiraten. Bezeichnenderweise scheiterte der Plan nicht am nationalen, sondern am konfessionellen Gegensatz: der Calvinist Bethlen wollte nicht eine Anhängerin der griechischen Kirche ehelichen. Auch in den politischen Zuständen des 17. Jahrhunderts gibt es eine gewisse Ähnlichkeit: diesseits wie jenseits der Karpaten zerfleischen sich die aristokratischen Cliques. Mitglieder des rumänischen Hochadels, ja sogar abgesetzte Fürsten flohen oft nach Siebenbürgen, um dort Schutz zu suchen. Bethlens ganzes Wesen erinnert in vielen Zügen an die Persönlichkeit des

moldauischen Fürsten Dimitrie Cantemir. Cantemir stammte aus tatarischer Familie und bestieg auf kurze Zeit zweimal den fürstlichen Thron der Moldau. Obgleich in Konstantinopel erzogen, hatte er durch den griechischen Mönch Meletios, einen Helmont-Schüler, gleichfalls Beziehungen zur niederländisch-westeuropäischen Kultur. Auch er schrieb historische Aufzeichnungen, hatte eine echt barocke Ader fürs Mystische, und schließlich wurde auch er von den Wogen der Politik aus der Heimat getrieben: er starb in Moskau, als Hofmann Peters des Großen. Bethlen selbst konnte rumänisch. Hie und da kommen in seinem Werk sogar rumänische Wörter vor.

Béla Hamvas schreibt in einem noch unveröffentlichten Essay über den Geist ungarischer Landschaften von der »Klüftigkeit« der siebenbürgischen Seele. Große Gegensätze und Polaritäten wohnen in ihr: auch in Bethlen. »Der Urmensch und der Gebildete leben hier in barbarischer Aufeinandergewiesenheit« — bemerkt Ladislaus Németh. Und in seinem Bethlen-Aufsatz heißt es weiter: »Kenntnis und Gefühl sind für ihn nur solche Kampfmittel, wie körperliche Kraft oder List; die Buchstabenbildung fügt sich in eine rohere, von der Tiefe aus universale leibseelische Bildung. Dieser Mensch ist schwerfälliger, als seine französische Zeitgenossen, aber nicht unwissender: sein Leben hat eine klangvollere Glaubwürdigkeit.« Besser könnten Bethlens östliche Wesenszüge auch wir nicht schildern. Denn der Osten bedeutet hier nicht nur barbarische Kraft zur Erneuerung, sondern auch Tiefe und Perspektive.

Östlich ist Bethlens bereits erwähnter Jähzorn. Er kämpft mit sich selbst, macht aus dem Zorn sogar ein theologisches Problem, und kommt zur Einsicht, daß der ausbrechende und dadurch sich ausgleichende Zorn vor Gott jedenfalls gefälliger ist, als stille, verhaltene Wut, die zur Falschheit führt. Dieser zornige Zug Bethlens fügt sich gut zu dem, was wir über die steppenhafte Schwere siebenbürgischer Bauten sagten. Auch seine Zeitgenossen, ein Michael Cserei oder Gabriel Apor lassen in ihren Schriften diese zorngefüllte Schwere walten. In ihnen allen spricht ein Zug, den die neue ungarische Kulturphilosophie als »böszültség« charakterisierte, und der als latente Veranlagung in der ungarischen Seele immer wieder durchbricht. »Böszültség« ist ein schwer zu verdeutschender Ausdruck: man müßte ihn etwa mit »zorniger Erregtheit« umschreiben. Sein Sinn wird am besten mit dem italienischen Begriff der »austerità« wiedergegeben. Diese »zornige Erregtheit« rückt unsere siebenbürgischen Edelleute in die Nähe der russischen Aristokratie des 17. Jahrhunderts. Musorgsky hätte seinen alten Chowansky oder seinen Boris Godunow auch in Siebenbürgen gefunden.

Neben der steppenhaften Schwere gibt es jedoch noch ein starkes pflanzenhaftes Element in der osteuropäischen Kultur. Es hat symbolischen Wert, daß gerade in Siebenbürgen so viele Holzbauten vorkommen, und daß sowohl die ungarische, als auch die rumänische Volkskunst dieses Gebietes ihren Höhepunkt in der Holzarchitektur erreichte. Die Sphäre des Holzes ist der Weltaspekt des Vegetativen. Zu dieser vegetativen Sphäre gehört die bereits erwähnte vitalistische Einstellung Bethlens, der Stolz auf seine gesunde Fruchtbarkeit. Dieser Stolz ist nicht allein aus dem barocken Vitalismus zu erklären, er ist zutiefst siebenbürgisch-östlich.

Stefan Csabai stellte gerade diesen Zug in den Mittelpunkt seines Bethlen-Essays. Mit Recht: denn trotz hoher Bildung, trotz französischer Einflüsse ist Bethlen ein durchaus mit dem saftig-drängenden Leben, mit den Kräften der Natur verbundener Mensch. Dieser östlich-siebenbürgische Vitalismus erklärt auch seinen Hang zum Drastischen. Vielleicht ist Bethlen der Einzige in der Weltliteratur, der eingehend seinen Stoffwechsel schildert. Köstlich ist die Schilderung seines schweren Durchfalls und seines Erbrechens in der Burg von Huszt! Auch die Art, wie er seine Krankheiten beschreibt, zeugt von dieser östlichen Drastik.

Neben und über dieser drastischen Vitalität aber steht in der östlichen Welt ein lebendiges Gefühl für das Irrationale. Bethlen glaubt an seine Träume, und empfängt im Traum die Botschaft der verstorbenen Gattin. Die Beschreibung ihres Todes aber zeigt eskatologische Perspektiven, und bezeugt, wie der siebenbürgische Mensch von dem Erahnen der letzten Dinge durchdrungen ist. Drei Tage vor ihrem Ableben gerät die Frau in furchtbare Unruhe. Sie schreit mit entsetzlichem Blick: »Weh mir! ich bin verdammt!« Dann versinkt sie ins Gebet und ruft wieder: »Ich bin nicht verdammt!« — So wechseln in schrecklichem Seelenkampf entsetzte und freudige Aufrufe, elf Stunden hindurch. Vergebens wird sie vom Gatten und Prediger getröstet. »Ich liege zwar hier im Bett, aber meine Seele ist in der Hölle« — erwidert sie ihren Worten. Dann schickt sie alle Leute aus dem Krankenzimmer, nur Bethlen darf bleiben. Sie beginnt ihm furchtbare Sünden aufzuzählen. Er kennt jedoch den tugendhaften Wandel seiner Frau und sagt ihr, dies seien nicht ihre Sünden, sondern Eingebungen des Teufels. Sie antwortet: »Zwar hat mich außer Dir kein Mann erkannt, aber ich sterbe wegen der Sünden meines Vaters so elend. Sage ihm, er soll sich bekehren, denn hätte er auch nicht mehr Sünden, als die ich kenne, müßte er doch das eigene und seiner Familie Verderben erleben, und verdammt werden.« Die ganze Nacht dauert das schwere Seelenringen der Frau, bis sie am Morgen lächelnd aufblickt: »Freuet euch, Gott sei Dank, mein Gericht ist beendet. Man sagte mir: ängstige dich nicht, meine Tochter, alle deine Sünden sind vergeben. Ich bin nicht verdammt. Freuet euch.« Und ihre letzten Tage verbringt sie in völliger Ruhe. Sie stirbt, nachdem sie noch das Sterben beider Kinder und die neue Ehe des Gatten voraussagt.

Das Gesellschaftsbild, das sich uns in Bethlens Lebensbeschreibung zeigt, trägt gleichfalls stark östliche Züge. Diese Gesellschaft lebt noch ganz in einer patriarchalischen Welt. Selbst der Landesfürst ist eher ein erdennaher Großgrundbesitzer, mit dem Volk verbunden, mit den guten wie schlechten Zügen eines Familienvaters. Trotz westlicher Einflüsse stirbt dieser siebenbürgische Patriarchalismus im Adel erst um 1820 aus, wie dies jüngst Ladislaus Tóth zeigte. Im ungarischen Bauerntum aber lebt dieser Patriarchalismus bis auf unsere Tage. Nicht nur in Siebenbürgen: auch das westungarisch-pannonische Bauerntum seiner väterlichen Sippschaft erinnert Ladislaus Németh mit all den Sitten und Formen an Bethlens Welt. Bethlens Humor aber vergleicht er mit dem des großen Szekler Gegenwartsdichters Tamási.

Wir können noch weitere Ausgriffe wagen. Stil und Form Bethlens kehren noch auf weiteren und zeitnäheren Flächen östlich bestimmten

völkischen Brauchtums wieder. Zwei junge Forscher, Michael Temesi und Ludwig Hegedüs sammelten im südlichen Komitat Baranya, in der sog. »Ormányság«, einem der ältesten ungarischen Siedlungsgebiete, mit modernsten Methoden Volkssprache und Volksdichtung, und veröffentlichten in der Dezember-Nummer 1942 der Zeitschrift »Sorsunk« einige Textproben. Und wie überraschend: der volkhafte Klang dieser Sprache ist fast derselbe, wie der Sprachstil Bethlens, soweit er sich von Latinismen freihält. Sprachstil und Denkart scheinen bei dem siebenbürgischen Aristokraten der Barockzeit und dem südwestungarischen Bauern der Gegenwart derselben Quelle zu entspringen! Diese Denkart aber lebt auch im ungarischen Landmann der Mitte, der großen Tiefebene. Der Bauer-Kleinbürger Stefan Orosz aus der Gemeinde Jászladány, ein beliebter religiöser Volksdichter, Laienapostel und Wallfahrtenführer schrieb seine Selbstbiographie vor und im Weltkriege. Das religionsgeschichtlich allgemein wichtige Dokument wurde jetzt, 20 Jahre nach dem Tod des Verfassers, vom Volkskundler Alexander Bálint vorbildlich veröffentlicht. Auch die Welt des Stefan Orosz steht ganz im Irrationalen: allerdings ist er Katholik, daher erinnert seine Art eher an die barocke Thaumaturgie. Lesen wir aber die Geschichte seiner Heirat, so müssen wir unwillkürlich an Bethlens Schilderung seiner zweiten Ehe mit dem schönen, aber armen Mädchen denken. Eine unmittelbare Beeinflussung ist unmöglich. Nicht nur, daß Bethlens Schrift schwer zugänglich ist; sie wäre für einen bäuerlichen Leser vielfach uninteressant. Wo indessen Bethlen seine Wurzeln ins heimische Erdreich senkt, zeigt sich die Verwandtschaft, die ihn mit dem ungarischen Bauer verknüpft. 17., 18., 19. und 20. Jahrhundert, volksnaher Protestantismus und volksnaher Katholizismus, Siebenbürgen, Tiefebene und Westungarn, Bauerntum und Adel schwingen im selben Ton gesunder völkischer Lebensüberlieferungen. Dieses sichere Stehen inmitten einer starken und gesunden ungarischen Überlieferung ist es, was Bethlen zu einem Klassiker unseres Schrifttums erhebt.